

CHRISTIANE ERNST-ZETTL UND DER EINSATZ IN AFGHANISTAN

■ In Afghanistan sollte sie helfende Sanitäterin sein, dann bewaffnete Kombattantin. Christiane Ernst-Zettl hat diese zwei Rollen nicht miteinander vereinbaren können. Die Bundeswehr schickte sie nach Deutschland zurück. Dort macht sie auf die Widersprüche der ganzen Mission aufmerksam



ERNST-ZETTL IN 3 DATEN

1991: Die Arzthelferin Christiane Ernst-Zettl meldet sich freiwillig zum Sanitätsdienst der Bundeswehr. Ein Jahr später wird sie für die Laufbahn der Unteroffiziere zugelassen, die der Sanitätsdienst gerade für Frauen geöffnet hat. Sie steigt zum Hauptfeldwebel auf und wird in Bosnien und im Kosovo eingesetzt.

2005: In Afghanistan kommt es am 16. April zum Eklat: Die Sanitäterin soll am Eingang eines Feldlagers Frauen auf Sprengstoff untersuchen. Falls sie fündig wird, müsste sie zur Waffe greifen. Ernst-Zettl argumentiert, dass Sanitätspersonal nach der Genfer Konvention nicht kämpfen dürfe.

2007: Sie mischt sich als Mitglied der Soldatengruppe „Darmstädter Signal“ in die Diskussion um die Auslandseinsätze ein: gegen den Einsatz deutscher Tornados, für mehr Entwicklungsförderung und zivilen Aufbau. LÖW

„Wir gehen Patienten schießen, hat einer von uns gesagt“ – Sanitätshauptfeldwebel Christiane Ernst-Zettl FOTO: VOLKER DERLATH

Eine Soldatin will den Krieg nicht

VON GEORG LÖWISCH

Sie wird es nicht tun. Sie ist Sanitäterin. Keine Kämpferin. Sie trägt die Binde mit dem roten Kreuz am Oberarm. Sie zeigt dem Oberleutnant ihre Sanitätskarte. Wer diese Karte trägt, heißt es darauf, steht unter dem Schutz des Genfer Abkommens von 1949. Sanitäter dürfen nicht angegriffen werden, dafür dürfen sie auch nicht kämpfen. Aber jetzt soll sie afghanische Frauen auf Sprengstoff durchsuchen, hier am Eingang von Camp Warehouse in Kabul. Das gehört für sie zum Kämpfen. Das fällt nicht unter den sanitätsdienstlichen Auftrag. Der Oberleutnant ist verunsichert. Ein Kamerad mit einem G36 baut sich vor ihr auf. Sie wird es nicht tun.

München. Christiane Ernst-Zettl, 37, Hauptfeldwebel der Bundeswehr, ist überzeugt, dass eine Menge nicht in Ordnung ist mit dem Einsatz der Deutschen in Afghanistan. Sie fasst sich an den Kopf, wenn sie den Verteidigungsminister sagen hört, dass die Tornados zur Aufklärung eingesetzt werden, obwohl Luftbilder zum militärischen Kampf gehören wie Jagdbomber und Maschinengewehre. Sie ärgert sich, wenn Politiker den Unterschied zwischen der mit UN-Mandat ausgestatteten Isaf-Truppe und der von den USA geführten Antiterroroperation „Enduring Freedom“ verklären. Wenn sie so tun, als sei die Isaf nur für den Wiederaufbau zuständig. Als führten nur die OEF-Einheiten den Krieg. Christiane Ernst-Zettl sagt, das es all diese Widersprüche sind, die es den Bundestagsabgeordneten schwer machen werden, im Herbst die Mandate der Bundeswehr zu verlängern. Die Widersprüche und die Toten.

Wer als Hauptfeldwebel so redet, könnte Probleme bekommen. Sie betont, dass sie ihre persönliche Meinung vertritt, nicht die der Bundeswehr. Natürlich nicht. Kein Vertreter der Bundeswehr würde sich so äußern. „Tausende Verletzte, Verwundete und Tote“, sagt sie. „Frauen, Kinder, Greise. In diesem Land herrschen Zustände wie im Irak.“ So knapp sind ihre Sätze oft. Sie will keine Zweideutigkeiten dulden. Sie kontrolliert ihre Gesten, wenn sie über den

Krieg und ihre Auseinandersetzung mit der Bundeswehr spricht. Es hört sich kühl an, als sie sagt, dass sie nicht mehr mit einer Beförderung rechnet. Aber wenn sie von ihren Kameraden spricht oder von „dem Haufen“, dann löst sie ihre verschränkten Arme und lächelt.

Sie ist mit 21 zur Bundeswehr gekommen. Damals hatte sie den ersten Job als Arzthelferin in einer Sportarztpraxis in Herzogenaurach gefunden, einer fränkischen Kleinstadt, wo die Adidas-Schuhe herkommen. Verbände, Labor, Diabetesbehandlungen. Sie hat sich gefragt, ob das reichen wird, um ein ganzes Berufsleben zu füllen. Ihr Bruder ist Soldat, und die Bundeswehr öffnet zu dieser Zeit gerade die Laufbahn der Unteroffiziere für Frauen. Sie macht die Grundausbildung in Kempten im Allgäu. Sie lernt, wie man Verwundete birgt und ein Bein mit Schussverletzung abbindet. Auch das Schießen gehört zur Ausbildung. Der Hauptgefreiten wird beigebracht, dass Sanitäter keine Kämpfer sind, sondern Nichtkombattanten. Sie müssen die Waffe offen tragen und das rote Kreuz gut sichtbar am linken Oberarm. Schießen dürfen sie nur, um sich oder ihre Patienten zu verteidigen.

Sie meldet sich beim Kommandeur. Der Oberarzt führt die Vernehmung, ein Protokollant macht Notizen. Sie ist die Beschuldigte. Wegen der Vorkommnisse am Morgen. Sie wird das Protokoll nicht unterschreiben. Was wird ihr hier überhaupt vorgeworfen? Dass sie nicht gegen das Völkerrecht verstoßen wollte? Sie wird aus dem Dienst herausgelöst. Rückversetzung nach Deutschland und 800 Euro Geldbuße, weil sie den Zugführer verunsichert und unkameradschaftlich gehandelt habe.

Helfen und schießen

Afghanistan war nicht der erste Auslandseinsatz von Christiane Ernst-Zettl. Als sie 1998 zum ersten Mal einen Zug übernimmt, fühlt sie sich vollauf in der Lage, die etwa 70 Männer und Frauen zu führen. In der Theorie macht ihr niemand was vor. Aber einige der anderen Unteroffiziere sind schon im Ausland gewesen, sie kennen die Realität. Ein Jahr darauf ist sie in Bosnien. Sie lernt ein Land kennen, das von Minen übersät

ist. Später im Kosovo muss sie sich zum ersten Mal in ihrer Laufbahn um tote Kameraden kümmern.

Als sie im Februar 2005 in Afghanistan eintrifft, hat es schon so viele Selbstmordanschläge gegeben, dass die Neuen im Panzer vom Flughafen abgeholt werden. Im Camp Warehouse sind die Soldaten abgeschottet, von draußen hören sie Schusswechsel. Bei sich zu Hause in München hat Ernst-Zettl Fotos von damals. Ein vereiterter Oberarm, ein abgerissenes Bein, eine Holzkiste, in dem für Todesfälle Sarg und schwarzrotgoldene Flagge aufbewahrt werden. Es gibt auch Bilder von Christiane Ernst-Zettl wie sie mit locker angewinkelten Beinen auf einem Holztisch im Camp sitzt. Sie schaut froh aus und entspannt.

Eigentlich ist sie Teil der Bundeswehr, die kranken afghanischen Kindern hilft. Jener Truppe, die nicht mit Arroganz durch die Straßen patrouilliert wie viele US-Soldaten. Beim Sanitätsdienst achten sie darauf, dass tote Muslime mit einem weißen Tuch bedeckt und ihren Angehörigen nicht mit gefalteten Händen übergeben werden. Das ist die Bundeswehr am liebsten: die bewaffneten, aber landeskundigen Entwicklungshelfer. Ernst-Zettl weiß, dass sich gerade Bundeswehrärzte und -sanitäter eignen, verzerrende Bilder zu erzeugen. Der Sani mit dem Kind auf dem Arm. Dennoch ist sie stolz auf die Hilfe, die sie und die Kameraden geleistet haben.

Wir helfen und wir schießen. Vermutlich liegt ihr Problem darin, dass sie die zwei Dinge nicht zusammenbringt. Doch obwohl sie eigentlich auch nicht zusammenpassen, lautet genau so das Konzept der westlichen Streitmacht in Afghanistan: Helfen und schießen.

Einer von den Sanis hat sie gefragt. Sie haben ihn beim Sicherungsdienst ans MG auf dem Turm gesetzt. Es fehlen Leute, seit die Georgier abgezogen sind. Wenn einer auf das Camp zurennt und ich schieße, ist das doch eine Kampfhandlung, oder? Ich kann das Ding doch gar nicht bedienen. Sie fragt einen Vorgesetzten. Schriftlich. Keine Antwort. Sie kommt selbst in den Sicherungsdienst.

„Ich wusste doch: In dem Moment, wo ich selbst die Sicherungsaufgabe durch-

führe, die darin bestand, den Feind und irreguläre Kräfte bereits bei Erkennen der Gefahr zu bekämpfen, bin ich Kombattantin“, sagt Ernst-Zettl. Genau das verbiete die Genfer Konvention. Lazarette dienen ausschließlich zur Patientenversorgung und werden dafür nicht bombardiert. Sanitätslaster transportieren keine Munition und werden nicht angegriffen. Soldaten mit dem roten Kreuz schießen nicht und werden nicht beschossen.

Ohne Schutzzeichen an die MG

Das Verteidigungsministerium sieht es anders, jedenfalls was Afghanistan betrifft. Bis heute würden Sanitäter dort für Sicherungsdienste eingesetzt, teilt das Ministerium auf Nachfrage mit. In dem Land befinde sich die Bundeswehr schließlich nicht in einem internationalen bewaffneten Konflikt. Außerhalb eines solchen Konflikts müsse nicht zwischen Nichtkombattanten und Kombattanten unterschieden werden. „Völkerrechtliche Besonderheiten gelten für Angehörige des Sanitätsdienstes nicht im Frieden, sondern nur in Zeiten internationaler bewaffneter Konflikte.“

Hans-Joachim Gießmann, Professor am Hamburger Institut für Friedensforschung, sagt, dass die Genfer Konvention und die Bestimmungen für Sanitäter sehr wohl für den Afghanistaneinsatz der Bundeswehr gelten. „Deutsche Soldaten sind dort ja in Kampfhandlungen involviert.“ Er sagt aber auch, dass Sanitäter Sicherungsaufgaben wahrnehmen können, wenn sie das Schutzzeichen ablegen. So praktiziert es inzwischen auch die Bundeswehr.

Rotes Kreuz ab, auf den Turm, ans MG, danach wieder Rotes Kreuz dran. Christiane Ernst-Zettls Gesichtszüge wirken angespannter, wenn sie darüber redet. Sie will genau argumentieren und sachlich bleiben. Aber die Auseinandersetzung dauert schon zwei Jahre, und für einen Moment wird sie sarkastisch. „Wenn ich Pech habe, liegen Patienten auf meinem OP-Tisch, die ich oder meine Sanitätskameraden nicht getötet, sondern nur verwundet haben.“ Sie lächelt gequält. „Wir schießen unsere Patienten selbst, hat einer von uns gesagt.“ Sie erzählt, dass sie Verständnis fand, als sie im April 2005 ins Sanitätsamt

nach München zurückgekommen ist. Dann ist es schwerer geworden. Vorgesetzte begegneten ihr anders, sagt sie vorsichtig. Sie will weitermachen. Ihre Eltern haben auch durchgehalten.

Sie lebten in Löbau in der Oberlausitz und hatten die Ausreise aus der DDR beantragt. Der Vater war Automechaniker, die Mutter Sekretärin beim Rat des Kreises. Sie hatten ein Eigenheim mit Swimmingpool. Aber die Ernsts wollten nicht, dass die Kinder in der DDR groß werden. Mit 14 Jahren wurde Christiane Ernst-Zettl zum ersten Mal von der Stasi befragt. Schließlich durfte die Familie ausreisen. „Ich hab von meinen Eltern mitbekommen, dass man die Sachen, die man anfängt, zu Ende bringt. Egal wie sie ausgehen, aber zu Ende.“

Zurzeit liegt ihr Fall beim Bundesverwaltungsgericht. Sie macht beim Darmstädter Signal mit, einer Gruppe von 130 Soldaten, die die deutsche Sicherheitspolitik kritisch beobachten. Im April haben sie in einem offenen Brief gegen den Einsatz deutscher Tornados protestiert. „Christiane hat Stehvermögen“, sagt der pensionierte Oberstleutnant Helmuth Prieß, der das Darmstädter Signal gegründet hat. „Die Gemeinheiten haben sie nicht verhärtet.“

„Ich bin Kriegsgegnerin“, sagt Christiane Ernst-Zettl. Der Satz klingt unspektakulär, aber was hat eine Kriegsgegnerin, zumal eine widerspenstige, bloß beim Militär verloren?

Sie hat ihr halbes Leben in der Bundeswehr verbracht. Ihr Mann ist Bundeswehrarzt. Sie findet den Satz nicht merkwürdig. Sie hat sich zum Dienst in einer Parlamentsarmee verpflichtet, in der Soldaten nicht machen können, was sie wollen. Sie ist überzeugt von der Idee der Verteidigungsarmee. Nur hat sich die Rolle dieser Armee verändert im Kosovo und in Afghanistan, auch wenn Peter Struck von der SPD die Formel gefunden hat, dass am Hindukusch Deutschland verteidigt wird.

Ein Kamerad hat ein Foto gemacht an ihrem letzten Tag im Camp Warehouse. Christiane Ernst-Zettl steht im Kampfanzug da. Sie drückt das Kreuz durch, reckt das Kinn und salutiert. Man meint, ein Lächeln zu erkennen hinter der Sonnenbrille. Am linken Oberarm trägt sie die weiße Binde mit dem roten Kreuz.